

Unterhaltendes.

Im Banne der Rache.

Von D. Elster.

12)

(Nachdruck verboten.)

Ratlos stand Johannes da. Er vermochte sich die tiefe Erregung Cläre's nicht zu erklären; sie hatte von sich als einer „Unwürdigen“ gesprochen, sie hatte seine Zärtlichkeit zurückgewiesen, etwas Furchtbares mußte vorgefallen sein, daß das ruhige, klare und verständige Mädchen in solche Aufregung versetzt werden konnte. Doch nach und nach zog ein Gefühl der Beruhigung, ja, der freudigen Genugtuung in sein Herz. Was er im Geheimen schon seit langer Zeit gewünscht, es war eingetreten: Cläre hatte sich von ihren Verwandten losgesagt und flüchtete sich unter seinen und seiner Mutter Schutz. Ihre Liebe zu ihm hatte über die Anhänglichkeit an ihre Familie den Sieg davongetragen, sie hatte mit einem Male allen Zweifeln, allen Fragen ein Ende gemacht und den entscheidenden Schritt getan, welcher sie für immer mit ihm vereinigen mußte. Ein leichtes, glückliches Lächeln umschwebte seine Lippen und die freudige Erregung seines Herzens leuchtete in seinen Augen auf.

„Auch ich heiße Dich von ganzem Herzen willkommen, teure Cläre,“ sprach er, „und begrüße Deinen Entschluß, Dich von Deinen Verwandten loszusagen, mit freudigem Herzen. Ja, ich habe meiner guten Mama schon so viel von unserer Liebe erzählt, sie freut sich unserer Liebe und in ihrer Hut wirst Du ruhig und sicher leben, bis ich das Recht erlangt habe, für Dich zu sorgen, Dich zu beschützen. Ich danke Dir aus tiefbewegtem Herzen, meine teure Cläre, für das Vertrauen, welches Du meiner Mutter und mir entgegenbringst.“

Sie sah unter Tränen lächelnd zu ihm auf und reichte ihm die Hand, die er an die Lippen führte und innig küßte.

„Freue Dich nicht zu früh, mein Johannes,“ entgegnete sie, „und danke mir nicht. Ich habe Euch zu danken für Euer freundliche Aufnahme, für Euer Vertrauen, denn vielleicht habt ihr eine Verbrecherin aufgenommen . . .“

Johannes lachte auf.

„Eine Verbrecherin?! Du, meine gute liebe Cläre, eine Verbrecherin?! Wie sollte das wohl möglich sein?“

Cläre senkte den Blick; ein Schreckensschauder durchzitterte ihren Körper, als sie sich die Ereignisse der Nacht und des heutigen Morgen zurückrief.

„Auch ich habe bis heute Morgen nicht gedacht, daß ich mich eines Verbrechens schuldig machen konnte,“ sprach sie mit leiser, bebender Stimme. „Und doch umhüllt ein furchtbares Geheimnis die letzten Stunden meines Lebens, dessen Lösung vielleicht mich zu einer Verbrecherin, zu der Mörderin der Kinder meiner Schwester macht.“

„Cläre! Du bist wahnsinnig!“

„Hast Du niemals davon gehört, daß ein Mensch unter dem hypnotischen Eindruck eines Traumes, eines traumhaften

Seelenzustandes, eine furchtbare Tat begeht? Daß er, der Freiheit seines Willens beraubt, einen Menschen tötet, den er sonst zärtlich geliebt hat?“

Sie starrte mit großen, stieren Wahnsinnsaugen vor sich nieder. Ihre Stimme hatte einen dumpfen, furchtbaren Klang angenommen. Ein Starrkrampf schien ihre Glieder in Banden geschlagen zu haben. Sie saß da, gleich der Statue einer zum Tode Verurteilten, eines unschuldig dem Henker, dem schmachvollen Tode Uebergebenen.

„Ich hatte in der Nacht einen furchtbaren Traum —“ fuhr sie mit rauher, seltsam veränderter Stimme fort. „Ich herzte und küßte die Kinder meiner Schwester, die lieblosend an meinem Halse hingen. Und dann war es mir, als müßte ich die Kinder von mir stoßen — als sollte ich ihnen das scharfe Messer in das kleine, zuckende Herz stoßen, ein entsetzlicher Gedanke beschlich mich, der Gedanke: diese Kinder der Frau, die mich auf's Tödtlichste beleidigt, tödten zu müssen; ich wußte nicht mehr, was ich tat — ein bis dahin unbekanntes Gefühl des Hasses, der Rache schlich sich in meine Seele, vergiftete meine Gedanken, meine Handlungen. Ich sträubte mich gegen die finstere Gewalt des Traumes — ich kämpfte mit ihm, wie mit einem körperlichen Wesen, ich glaubte ihn besiegt zu haben — ich sank erschöpft auf mein Lager — tiefe Nacht umhüllte meine Sinne — doch als ich erwachte, da gellte das Wort Mörderin! mir in die Ohren und meine entsetzten Augen sahen die Kinder meiner Schwester starr und todt auf ihrem Lager liegen — mein Traum war in Erfüllung gegangen — mein Traum hatte die Kinder getödtet und ich — ich war die Mörderin!“

Mit einem Jammergeschrei brach Cläre, die sich in furchtbarster Erregung hineingeredet, zusammen und schlug schluchzend und wimmernd die Hände vor das Antlitz. In jähem Erschrecken, in entsetzlicher Ahnung, daß der Wahnsinn den Geist der Geliebten unnachtet, fürzte Johannes vor ihr auf die Knie und umschlang ihre Gestalt mit den Armen. „Cläre, Cläre,“ rief er in namenloser Angst, „was ist geschehen? Was sprichst Du für furchtbare Worte? Sie mich zu Deinen Füßen — fasse mein Haupt — erwache aus dem unheilvollen Traum, aus dem entsetzlichen Wahn! Du eine Mörderin?! Gedanke des Wahnsinns . . .“

Cläre ließ die Hände von dem Antlitz sinken. „Auch ich glaubte anfangs, ich müßte wahnsinnig geworden sein,“ sprach sie starr vor sich hinblickend. „Ich bin unschuldig — ich bin keine Mörderin — aber die Leute sagen es — die Leute glauben es — die Leute beweisen es unwiderleglich und der Fluch bleibt auf mir haften . . .“

„Ich mollte heute Morgen, als ich das Haus meiner Schwester verließ, meinem elenden Leben ein Ende machen,“ fuhr sie fort, „aber die Erinnerung an Dich, mein Johannes, hielt mich ab, den entscheidenden Schritt zu tun, unwillkürlich lenkten sich meine Schritte hierher,

ich wollte wenigstens von Dir Abschied nehmen, Dir sagen, daß ich keine Mörderin bin, daß ich unschuldig sterbe . . .“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken und schluchzte, als solle ihr Herz zerpringen. Johannes fand keine Worte, er preßte die Geliebte fest an sich, er strich ihr über die wirren Locken, er küßte ihre bleiche Stirn — plötzlich fuhr er mit einem Schreckensschrei empor. Schwer und starr lag Cläre in seinen Armen, eine tiefe Ohnmacht umhüllte ihre Sinne.

„Mutter, hilf mir . . .“

„Laß uns das arme Kind auf mein Bett bringen,“ sagte die alte Frau voller Mitleid. „Sie scheint nur krank zu sein, schwer krank. Und dann eile nach einem Arzt und zu dem Hauptmann Dettelint. Dort wirst Du Aufklärung erhalten — irgend etwas Furchtbares muß geschehen sein.“

Johannes hob den starren Körper der Geliebten empor und trug ihn auf das Bett seiner Mutter, wo er Cläre sanft niederlegte.

„Ich werde bei ihr bleiben, Johannes,“ sagte Frau Peukert. „Eile Du zu dem Arzt und zu dem Schwager Cläres.“

Noch einen verzweifelten Blick warf Johannes auf die Ohnmächtige, dann stürzte er davon.

8. Kapitel.

Einige Stunden vergingen. Unter der sorgsamsten Pflege der Frau Peukert, erwachte Cläre aus der Ohnmacht. Dankbar lächelte sie der alten Frau entgegen ergriff ihre welken Hände und küßte sie ehe es Frau Peukert verhindern konnte

„Entziehen Sie mir Ihre Hände nicht,“ bat Cläre. „Ich habe schon seit Jahren die treuen Mutterhände entbehren müssen, jetzt ist mir, als hätte ich meine Mutter wieder gefunden.“

„Mein liebes Kind . . .“

„Ja, nennen Sie mich immer so. Noch nie habe ich mich so heimisch, so wohl, so sicher gefühlt, wie bei Ihnen, wie hier in der trauten Stille Ihres Zimmerchens. Ich will bei Ihnen bleiben, will ihre Tochter sein, eine treue, gehorsame Tochter.“

„Ich nehme Sie gern als meine liebe Tochter auf und biete Ihnen meine arme Wohnung als Heimat an, wenn Sie bei Ihren Verwandten keine Heimat mehr finden können. Aber nun, mein liebes Kind, müssen Sie sich ruhig verhalten, liegen Sie ganz still, bis der Arzt kommt . . .“

„O, ich gebrauche keinen Arzt! Ich bin stark und gesund . . .“

Sie erhob sich rasch von dem Lager. „Sehen Sie, ich vermag mich schon wieder aufrecht zu halten. Meine törichte Schwäche von vorhin ist vollständig überwunden.“

In der Tat schien neues Leben das junge Mädchen zu befeelen. Sie schritt einige Male in dem kleinen Gemach auf und ab, blieb dann vor der alten Frau stehen, dieser freundlich zulächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Zu den Soldaten-Mißhandlungen schreibt ein Offizier a. D. Nach Einführung der zweijährigen Dienstzeit ist die Infanterie „überlastet und nervös“ geworden. Was früher mit Aufbietung aller Kraft in 3 Jahren erreicht wurde, soll jetzt bei der Infanterie und Feldartillerie in 2 Jahren geleistet werden, wobei die Anforderungen nicht etwa herabgesetzt, sondern im Gegenteil erhöht worden sind. Unaufhörliche, das ganze Jahr durch sich hinziehende Befichtigungen greifen störend in die Ausbildung ein und lassen die Offiziere aller Grade nicht zur Ruhe kommen; unausgesetzt wird der Wettstreit gesteigert, jeder will das Beste leisten, und hierdurch wird ein Zustand der Unruhe, der Aufregung, der Nervosität geschaffen, der nicht zum Besten des Heeres dient und der leider dadurch klar zu Tage tritt, daß jedes Jahr die Zahl der durch nervöse Herzleiden und andere Nervenleiden dienstuntauglich gewordenen Offiziere und Mannschaften in geradezu erschreckender Weise anwächst. In früheren Zeiten, d. h. bis mitte der achtziger Jahre, war es selten, daß junge Offiziere wegen Krankheit den Dienst verlassen mußten, heutzutage werden jedes Jahr 150—180 Leutnants dienstuntauglich, ein unumstößlicher Beweis für die Überlastung. Diese ewigen Befichtigungen und dieser ewig spielende Wettstreit haben aber die weitere Folge, daß bei wenig günstigen Leistungen jeder Vorgesetzte immer wieder den Nächstniedereren hiefür verantwortlich macht, so daß am Ende der Stufenleiter der Korporalschaftsführer für das Ungeschick seiner Leute verantwortlich ist. Hat nun der Unteroffizier einige geistig oder körperlich weniger gut beanlagte Leute, so sollen auch diese in der Ausbildung nicht zurückbleiben; sie müssen nachgebracht werden, und nun kommt der psychologische Moment, in welchem sich der Unteroffizier nicht mehr zu helfen weiß und zu Überanstrengungen der Leute oder zu Mißhandlungen sich hinreißen läßt. Durch diese ewigen Befichtigungen ist eine Unruhe in das Offizierskorps getragen worden, die zum größten Schaden des Dienstes wirkt; kein Hauptmann ist in gegenwärtiger Zeit seiner Zukunft sicher, für alles und jedes soll er die Verantwortung tragen; kein Wunder, daß auch er die Anforderungen an die Unteroffiziere und Mannschaften auf das höchste steigert. Soll dieser schädliche Zustand aufhören, so müssen in erster Linie die Befichtigungen auf das notwendigste beschränkt werden, was ohne weiteres ausführbar ist, da die höheren Vorgesetzten stets Gelegenheit haben, durch kurze Anwesenheit bei den verschiedenen Übungen die Untergebenen in ihren Leistungen kennen zu lernen. Die Infanterie muß wieder ruhiger werden, die Nervosität muß verschwinden. In vielen Fällen werden sich die gewöhnlichen Mißhandlungen, welche zuweilen aus Anlaß des Nachexerzierens u. s. w. vorkommen, durch ununterbrochene Ueberwachung vermeiden lassen, wobei aber das Aufsichtspersonal frisch sein muß und nicht durch vorangegangenen langen Dienst erschöpft und mühsam gemacht sein darf. Ein Hauptmittel aber wäre es, wenn die körperlich und geistig besonders schlecht beanlagten Leute, denen man ihre Fähigkeit schon

im Gesicht ablesen kann, nicht ausgehoben, sondern der Ersatzreserve überwiesen würden. Jede Kompagnie und jede Batterie erhält jährlich 2—3 solcher Leute, wenn nicht mehr, und diese Leute haben alsdann infolge ihrer Ungeschicklichkeiten am meisten zu leiden und erschweren den Unteroffizieren den Dienst. Solche Leute gehören nicht zur Truppe; wir haben jedes Jahr eine Menge von Ueberzähligen, so daß es gar keinem Anstand unterliegt, diese Leute einzustellen. Dann wird mancher Stein des Anstoßes aus dem Weg geräumt sein.

Aus Stuttgart schreibt der „Fr. Ztg.“ ein Leser: Vor mehr als 35 Jahren war auf der hiesigen Hofbank der Geh. Hofrat v. Keller als erster Direktor angestellt. Der Zufall wollte es, daß der Bühnenaugenoperateur H. ehemals sein Mitschüler gewesen war und der Fußdoktor ließ es sich absolut nicht nehmen, den Bankdirektor stets und so oft er nur irgend konnte, mit „Rudolf“ und „Du“ anzureden. Er machte von diesem „Recht“ einen so ausgiebigen Gebrauch, am liebsten wenn hochgestellte Persönlichkeiten in der Gesellschaft des Herrn Geheimen Hofrats waren, daß es diesem schließlich doch lästig wurde. Eines Tages nun, als der Schulkamerad wieder mit der Anrede: „Nun Rudolf, wie gehts Dir?“ begann, ersuchte ihn Rudolf, in die Nebenstube zu treten. Dann beauftragte er einen Angestellten, eine Flasche Sekt zu bringen. Erstaunt fragte der Operateur den befreundeten Direktor, was denn das eigentlich zu bedeuten habe, war aber schwer enttäuscht, als dieser, mit dem Glase anstoßend, sagte: „Lieber Freund, wir wollen uns von jetzt ab wieder Siezen!“

(Aus der Reichshauptstadt.) Die Hilfsbereitschaft der Berliner zeigte sich dieser Tage wieder einmal recht deutlich. In der Potsdamer Straße hatte ein Droschkenkutscher das Unglück, gegen einen großen Korb mit Blumentöpfen, der gerade verladen werden sollte, anzufahren, sodaß der Korb umfiel und die Pflanzen größtenteils beschädigt wurden. Der Eigentümer verlangte Ersatz und der Droschkenkutscher mußte schweren Herzens sämtliche Blumen kaufen. Da trat ein älterer Herr plötzlich an die Droschke heran, nahm einen Blumentopf und bot ihn dem Verkauf aus. Eine Dame erwarb die Pflanze; das Publikum drängte sich heran, und innerhalb weniger Minuten war der gesamte Vorrat geräumt. Der eigenartige Verkauf hatte sogar noch einen Ueberschuß ergeben und der Kutscher fuhr freudestrahlend von dannen. — Eine trotz des ernsten Hintergrundes sehr erheitend wirkende Geschichte erzählt die „Pankower Ztg.“ von den Freunden eines Hausbesizers.“ Sie schreibt: Ein Herr N., der sich in der verlängerten Koloniestraße ein Haus gebaut hat, hatte das zweifelhafte Vergnügen, eine aus Stube und Küche bestehende Wohnung an einen sogenannten „Fünfminuten-Arbeiter“ unter der Bedingung der Prämienmerands-Mietezahlung zu vermieten. Leider ließ der neue Mieter sich gar nicht erst auf Mietezahlung ein, und da alle Mahnungen auf schriftlichem Wege und durch den Hausreiniger kein Gehör fanden, fühlte sich der Hauswirt vor einigen Tagen selbst veranlaßt, ihm morgens seinen Besuch

abzustatten. „Wat, Miete berapen?“ kam es fast mit Entrüstung aus dem Munde des Genannten. „Nicht in die Tüte!“ „Ja, dann muß ich Sie ermittieren!“, sagte Herr N. „Packen Sie Ihre Sachen und ziehen Sie morgen bis mittag.“ Der Mieter brach in Lachen aus, öffnete die Küchentür und rief seiner besseren Gehälftin zu, indem er mit dem Daumen über die Schulter hinweg auf den Hausherrn zeigte: „Mutter, der sagt, wir sollen ziehen.“ „Ziehen?“ sagte die Gattin. „Der hat wohl 'nen Nagel? Wir ziehen nich!“ — „Dann werfe ich Sie hinaus, und die Sachen bleiben hier.“ entgegnete der Wirt, „Männeken, det lassen Se man findt“ bemerkte der Mieter kaltblütig. „Wat, Sie woll'n Hauswirt sird und kennen nich einmal det Gesez? Nicht kennen Sie mich nehmen, reene jar nicht, wat ich habe, brauche ich!“ Der Hauswirt biß sich auf die Lippen. Ehe er sich zu einer Antwort fassen konnte, trat der kaltblütige Mieter auf ihn zu und sagte: „Wisjen Se wat, Herr N., jeben Se mich zehn Meter, denn ziehe ich heute noch!“ Herr N. trat erstaunt einen Schritt zurück. „Zehn Mark wollen Sie obendrein von mir noch haben?“ rief er. „Das wäre ja noch schöner!“ „Wenn nich — denn nich!“ entgegnete der Mieter gleichgültig. „Verklagen Se mir, und ehe ich nich von't Bericht gezwungen werde auszugehen, eher jehen wir nich. Schmeißen Se mir aber eigenhändig raus, jehje ich mit meiner Familie nach det Zentralhotel und logiere dort auf Ihre Kosten.“ — Der Hauswirt griff in die Tasche und holte die verlangte Summe hervor. „Bong, machen wir!“ sagte der Mieter, „ich bin en Mann von Wort.“ Hierauf öffnete er das Fenster und pffif seine beiden Jungen. „Willem! August! kommt mal schnell ruff, wir ziehen!“ — Eine Stunde später fuhr ein bepakter Handwagen von dem Hause des Herrn N. hinweg.

Gemeinnütziges.

— Feigen üben einen heilsamen Einfluß auf Magen und Eingeweide aus und empfehlen sich stets bei Verdauungsstörungen. Aber auch alle, die an den Atmungsorganen leiden, sollten sich der Feigen als Hausmittel bedienen. Einen ausgezeichneten Brusttee erzielt man durch Abkochung von gewöhnlichen Gersten und Feigen und einer Hand voll Rosinen. Bei Zahngeschwüren werden schon seit langer Zeit Feigen angewendet; die Feigen werden dabei der Breite nach durchgeschnitten, in lauwarmen Milch aufgeweicht und aufs Geschwür gelegt.

(Heißes Wasser als Heilmittel.) Ein englischer Arzt schreibt: Geringe Kopfschmerzen hören bei gleichzeitiger Applikation von heißem Wasser auf den Nacken und die Füße bald auf. Eine in heißes Wasser getauchte, rasch eingewundene Serviette auf den Magen gelegt, wirkt fast augenblicklich gegen Kolik. Nichts kuriert rascher eine Lungenkongestion, eine Halsentzündung oder einen Rheumatismus wie Heißwasser-Kompressen. Eine mehrfach zusammengelegte, in heißes Wasser getauchte und dann ausgewundene Serviette auf die schmerzhafteste Stelle gebracht, bringt bei Zahnschmerzen und Neuralgien rasch Erleichterung.